

Der moderate Minimalist

Ausstellung Explizit politisch ist er nicht, aber er sieht seine Werke durchaus als Kommentare zum Zeitgeschehen. Ein Atelierbesuch in Nidau bei Künstler René Zäch, der ab Donnerstag in Biel ausstellt.

Helen Lager

Wenn man René Zächs Atelier in Nidau betritt, fällt zuerst ein riesiges Zeichenpult ins Auge. Das Zeichen ist bis heute die Grundlage für das künstlerische Werk des 1946 in Solothurn geborenen minimalistischen Objektkünstlers, der seit 1986 in Biel lebt. Zäch hat eine Erstausbildung als Tiefbauingenieur und sagt: «Ich habe diese Lehre gewählt, weil ich zeichnen wollte.» Als Schüler war er als Kurier tätig und musste für eine «Plan-Kopier-Bude» Pläne transportieren. «Wenn ich eintrat, sah ich Leute Pläne zeichnen und fand das interessant», erinnert er sich.

Begegnung mit der Malerin

Auf dem Schulweg begegnete ihm eine Frau mit Strohhut und Staffelei. «Zufälligerweise machte mein Vater die Steuern für diese Malerin», so Zäch. Er durfte schliesslich an Samstagsnachmittagen zu ihr ins Atelier gehen und das Malen lernen. «Manchmal skizzierten wir auch draussen».

Dabei habe er gemerkt, dass er kein klassischer Maler sei. Ein ähnliches Erweckungserlebnis hatte er an der Technischen Hochschule, die er nach der Lehre besuchte. «Im dritten Semester dachte ich: Das wird nicht mein Beruf.»

Stattdessen hatte Zäch «die Illusion, ein Illustrator zu werden», wie er es ausdrückt. Er begann für die Satire-Zeitung «Nebelpalmer» zu zeichnen. Zum Beispiel einen Astronauten, umgeben von hungernden Kindern, einen Menschen mit überdimensionalen Skischuhen, die gerade en vogue waren oder einen Mann, der beim Fernsehen wortwörtlich in die Röhre guckt.

Er liebe es, von Menschen gemachte Dinge zu zeichnen, aber das hindere ihn nicht daran, Zivilisationskritik zu üben. «Damals war der Nebelpalmer noch gut», sagt er, auf den heutigen Rechtsrutsch der Zeitung anspielend.

Neustart in Helsinki

Obwohl er längst keine Lust mehr hatte, Ingenieur zu werden, erlangte Zäch schliesslich sein Diplom. «Ich habe nichts mehr gelernt und hatte ganz schlechte Noten», sagt er, danach bei seinen Lehrern entschuldigend und gegenüber seinem Vater rechtfertigend. «Hast

du jetzt eine Stelle?», fragte dieser bei einem Mittagessen.

Es herrschte Hochkonjunktur und wäre ein Leichtes gewesen, etwas zu finden. Doch Zäch wollte nicht. Stattdessen ging er ins Ausland. «Das war eine Flucht, ganz klar. Ein Freund von mir besuchte seine Geliebte in Helsinki und lud mich zum Mitfahren ein. Hätte er eine Freundin in Rom gehabt, wäre ich nach Rom gefahren.»

Zäch nimmt eine Karte hervor und zeigt, wo er schliesslich Arbeit fand. «Es war in einem Seengebiet mitten in Finnland.» Er musste für eine Eisenbahnbaufirma Vermessungen machen. Zurück in Helsinki lernte er den Musiker Juhani Juice Leskinen (1950-2006) kennen. «Er war in Finnland so populär wie bei uns Polo Hofer.» Zäch schätzte die satirische und kritische Denkweise des Musikers und schloss mit und durch ihn zahlreiche Künstlerbekanntschaften. Er kam irgendwann zum Schluss: «Ich brauche Anleitung.»

Klassische Kunsthochschulen gab es in der Schweiz jedoch noch keine. Zäch bewarb sich schliesslich an der Kunstgewerbeschule Basel, die er anfangs der 70er-Jahre besuchte. «Mir wurde die Mal- und Bildhauerklassen nahegelegt.» Sein Lehrer, Franz Fedier, habe keine bestimmten Techniken vermitteln wollen. «Es ging ihm darum, uns das weltweite Kunstgeschehen näherzubringen.»

Der versteckte Stolz des Vaters

Zäch entdeckte, unter anderem auf der Documenta, die Konzept- und Minimalkunst und später, als er in Italien lebte, die Arte Povera. Er trat nun offiziell als Künstler in Erscheinung und erhielt 1973 das Bundesstipendium für freie Kunst.

Es sollte nicht sein letzter Preis sein: Es folgten zahlreiche Stipendien, etwa 1975 das Kiefer-Halblitzel-Stipendium und 2007 der Kulturpreis der Stadt Biel. Der kritische Vater erlebte den Erfolg noch, blieb aber zurückhaltend. «Nach seinem Tod habe ich einen Ordner gefunden, in dem er Artikel über mich sammelte», so Zäch. «Er war wohl doch stolz.»

Ein Kunststipendium der Niederlande ermöglichte es Zäch, nach Amsterdam zu reisen, wo er fünf Jahre lebte und arbeitete.



René Zäch: «Von Donald Judd habe ich gelernt, dass es keinen Firlefanz braucht, und dass man in der Kunst auch etwas Gerades schaffen kann.» BARBARA HÉRITIER

«So billig wie ich damals in Holland und später in Italien gelebt habe, das wäre heute nicht mehr möglich.»

Die auf minimalistische Kunst spezialisierte Galerie Lydia Mergert vertrat Zäch in der Schweiz.

Natürlich habe Donald Judds Arbeit ihn fasziniert. Judd gilt als Hauptvertreter des Minimalismus und erlangte Weltruhm mit einfachen, geometrischen Formen, die weder Skulptur noch Malerei sind. Zäch wollte und

konnte dem Amerikaner punkto Radikalismus nicht folgen. «Ich habe von ihm gelernt, dass es keinen Firlefanz braucht, und dass man in der Kunst auch etwas Gerades schaffen kann.» Doch seine eigenen Arbeiten

verstehe er als minimalistische Gegenständlichkeiten oder gegenständlichen Minimalismus. Was er damit meint, illustriert er anhand einer Arbeit aus den 80er-Jahren. So stellte er etwa eine Kiste auf einen Sockel, die man ihrer Form halber sofort als Schreibmaschine liest. Ein narratives Element, das man bei radikalen Minimalisten niemals vorfände, wie er erklärt.

Oft ist es die Präsentation selbst, die Zäch interessiert oder anders gesagt: «Wenn man etwas für die Wand macht, sollte man zeigen, wie es befestigt ist.» Dieses Credo brachte Zäch zu seinen sogenannten Tablar-Arbeiten, die sich oft in Form von an Wände genagelten Reliefs präsentieren.

Auch das Verhältnis von Sockel und Skulptur ist eine Frage, die ihn als Künstler umtreibt. Der amerikanische minimalistische Künstler Carl Andre habe den Sockel abgeschafft. «Meine Generation hat damit gespielt.» Ein ikonisches Werk von René Zäch ist ein Tisch, der sich in der Sammlung des Kunstmuseums Solothurn befindet. Der «Tisch» (1997) mit seinen vielen Stützbeinen sieht aus wie ein Requisit aus einem Science-Fiction-Film.

Stets ein Schuss Ironie

Seine Arbeitsweise sei nicht linear, sondern zirkulär, verrät der Künstler. «Ich kehre oft zu einer alten Arbeit zurück und schaffe etwas Neues daraus.» Fast immer dabei ist ein Schuss Ironie. Explizit politisch sei er zwar nicht, aber er verstehe seine Werke als «Kommentare zum Zeitgeschehen».

Ein gutes Beispiel hierfür ist der kürzlich geschaffene Schriftzug «analog», den er in einzelne Bilder zerlegt und diese jeweils an einer Ecke, sodass sie schief hängen, an die Wand genagelt hat. Es geht um Konventionen, um den Wunsch, ein Bild auch «comme il faut» aufzuhängen und um ein Spiel mit unseren Sehgewohnheiten. Tatsächlich ist «analog» ein analoges Werk. Die Schrift, die wirkt, als sei sie am Bildschirm entstanden, hat der Künstler selbst erfunden und aufgemalt. René Zäch mag das Technische, ist jedoch selber im Alltag selten digital unterwegs.

Info: Ausstellung ab Donnerstag, 2. Dezember, im Lokal-int, Hans-Hugi-Strasse 1, Biel.

Beton, die «Muttermilch der Architektur»

Ausstellung Beton ist der weltweit meistverwendete Baustoff, der Klimaschutz stellt diese Rolle nun aber in Frage. Das Schweizerische Architekturmuseum blickt auf die Kulturgeschichte des Betons.

Bereits die Ausstellungsszenografie stellt klar: Hier geht es um das allgegenwärtige Bau-Fundament der Arbeits-, Wohn-, Kultur-, Mobilitäts- und Energiewelt. Graber & Steiger Architekten haben als Ausstellungsszenografen die erhabenen Räumlichkeiten im neoklassizistischen Museumsbau in eine Baustelle verwandelt. Mitten durch das Schweizerische Architekturmuseum

in Basel zieht sich nun ein schmaler Schalungsgang mit den typischen gelben Holzbrettern, die normalerweise auf beinahe allen Baustellen für die Gussformen für Frischbeton dienen. Von diesem Gang aus gelangt man in neun Kabinette, in denen ebenso viele Geschichten über Beton erzählt werden.

Dabei geht es unter anderem um so prinzipielle Frage, was der Kunststein Beton eigentlich ist. Weiter geht es um komplexere Zusammenhänge, wie sehr dieser Baustoff das Leben, die Landschaft des Betonlands Schweiz und nicht zuletzt die Energieversorgung geprägt hat und noch immer prägt. Dokumentiert werden diese Geschichten

mit zahlreichen Baummodellen, Entwurf- und Planzeichnungen sowie Filmen, die aus den wichtigen Architekturarchiven der Schweiz stammen.

In der Ausstellung stösst man dabei auch auf überraschende Dokumente, wie etwa einen Dokumentarfilm des jungen Jean-Luc Godard. In den 50er-Jahren hat er unter dem Titel «Opération Béton» den Beton-Monsterbau der Staumauer Grande Dixence im Wallis dokumentiert, an dem er als Arbeiter selber beteiligt war.

Wie sehr Beton zur «Muttermilch der Architektur» geworden ist, wie sich Museumsdirektor Andreas Ruby an der Medienführung ausdrückte, zeigt diese

Ausstellung in vielen Facetten. Die Schau befasst sich auch mit den negativen Assoziationen, mit denen Beton verbunden ist – etwa als Symbol für die Zerstörung wertvollen Lebensraums. Dieser Aspekt wird in der Ausstellung aber nur sehr knapp abgehandelt.

Auch die Zukunft des Baustoffs Beton wird in der Ausstellung, die sich als Rückschau auf die Geschichte des Betons versteht, nur angetippt. Verschiedene Zukunftspunkte werden aber im reichhaltigen Begleitprogramm erörtert.

Die Ausstellung dauert bis 24. April 2022. Dominique Spiggi, SDA

Link: www.sam-basel.org

Filmtage und Hugi einigen sich

Solothurn Der Streit zwischen den Solothurner Filmtagen und der Ex-Direktorin Anita Hugi ist offiziell beendet.

Das Bundesamt für Kultur hat vermittelt im Streit zwischen der Schweizerischen Gesellschaft Solothurner Filmtage und Anita Hugi, der abgesetzten Direktorin des Filmfestivals. Am Freitag gaben die Konfliktparteien eine Einigung bekannt.

«Das Arbeitsverhältnis wird rückwirkend per 31. Oktober im gegenseitigen Einvernehmen beendet», heisst es in der knappen gemeinsamen Mitteilung. Zudem betonen beide Seiten, sie

würden sich nicht weiter dazu äussern; die Angelegenheit sei abgeschlossen.

Knall auf Fall hatten sich im August die Filmtage von der damals bereits krankgeschriebenen Hugi getrennt. Es folgte ein öffentlich ausgetragener Streit und gegenseitige Schuldzuweisungen. Hugi selbst bezeichnete das Vorgehen des Vorstandes als «schockierend», ihre Krankheit sei «arbeitsplatzbedingt». Hugi hatte den Filmtagen vorgeworfen, man habe nach dem Prinzip gehandelt, lieber die Direktorin kaltzustellen, «als die der Krise zugrundeliegenden Strukturfragen zu lösen». sda/raz